

Ursula Buchfellner  
Daniel Oliver Bachmann  
**Lange war ich unsichtbar**

  
kailash



Ursula Buchfellner  
Daniel Oliver Bachmann

# Lange war ich unsichtbar

Wie Versöhnung mein Leben rettete

  
kailash



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe

© 2015 Kailash Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Anne Nordmann

Fotos im Bildteil auf den Seiten 1 und 7: © Peter Weissbrich / Playboy

Alle anderen Fotos: © privat

Trotz intensiver Recherche konnten die Bildrechte nicht in  
allen Fällen zweifelsfrei geklärt werden. Bei berechtigten Ansprüchen  
werden Rechteinhaber gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Umschlaggestaltung und Layout: ki 36 Editorial Design, München,  
Sabine Krohberger, unter Verwendung eines privaten Fotos der Autorin

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-424-63108-1

[www.kailash-verlag.de](http://www.kailash-verlag.de)

*»And I wish I was at home.«*

Paddy's Lamentation by Niamh Ni Chavva



*Liebe Mama, lieber Papa,*

euch möchte ich von ganzem Herzen danken. Ihr habt mich auf schonungslose Weise mit Armut, Gewalt, Sucht, Opfer- und Täterenergien konfrontiert. Dadurch lernte ich Bescheidenheit, Mitgefühl und Unabhängigkeit. Ich lernte, dass Gewalt immer angestaute Energien sind, die aus unverheilten Verletzungen entstehen. Als ich begriff, dass auch ihr Opfer eurer Umstände seid, lernte ich die wertvollste aller Lektionen:

*Versöhnung.*





# Inhaltsverzeichnis

Unsichtbar	11
Die besseren Leute	16
Hunger	32
Knock-out	48
Die Seelenschänder	55
Unser tägliches Brot gib uns heute	68
Auszug	79
Der Verehrer	88
Begegnung im Biergarten	95
Würden Sie jetzt bitte den Bademantel ablegen, Fräulein Buchfellner?	106
Wendepunkt	120

Im Scheinwerferlicht	129
Hölle der Lust	138
Auf nach Amerika!	151
Die Geschichte von Rolf und Schnuppi	170
In Israel	189
Le club échangiste	197
Das große »Nein!«	204
Das Fest	213
Der Kreis schließt sich	221
Danksagung	223

# Unsichtbar

Ein Mann ist entbehrlich, ein Kind nicht.

*Juliette Gréco*

---

Als mir klar wird, wo ich mich befinde, während ich mich dem Haus nähere, befällt mich eine vertraute Unruhe, die sich auf meinen ganzen Körper ausweitet. Befehl vom Kopf an die Beine: Bleibt stehen! Dreht um! Lauft weg!

Über mir zerstreuen sich Sonnenstrahlen in den Blättern der wenigen Bäume, die vom Wald meiner Kindheit noch übrig sind, und lassen Lichtstreifen auf dem Asphalt tanzen. Frauenholzsiedlung hieß das damals, seit Herzog Wilhelm V. im Jahr 1600 die Einsiedelei »Zu unserer lieben Frau« errichtet hatte. Nein, nichts ist hier, wie es einmal war, und auch ich bin eine andere. Früher hätte ich den Atem angehalten, mein unschlagbarer Trick, um unsichtbar zu werden. Nicht atmen, so lange wie möglich, und danach nur ganz flach, praktisch regungslos. Die Brust darf sich kaum heben, kaum senken, und selbst der schärfste Beobachter entdeckt keine Bewegung am Bauch. Wer das hin-

kriegt, wird von seiner Umgebung nicht länger wahrgenommen, das habe ich herausgefunden, als ich erst ein paar Jahre alt war. Von der Welt ignoriert zu werden, unsichtbar zu sein – wie schön ist das. Niemand kann das Unsichtbare beschimpfen. Niemand kann es schlagen.

Ein Sonnenstrahl, der es durch die Blätter schafft, streift mit seiner Wärme meine Haut. Ich trage Hosen, die ich mir bis zu den Knien hochgekrempelt habe, dazu ein einfaches T-Shirt. Die Leute sagen, du bist so schön wie früher. Sie sagen, man sieht dir dein Alter überhaupt nicht an. Mag sein, dass ich dem Mädchen von damals ähnele, dem Mädchen, nach dem sich alle umgeschaut haben, ohne dass es selbst davon Notiz genommen hätte. Mag sein, dass ein halbes Jahrhundert und ein paar Jahre dazu äußerlich recht spurenfrei an mir vorübergegangen sind. Innerlich aber nicht. Da spüre ich, wie die Zeit auf mir lastet. Ich habe mich auf diesen Weg gemacht, um einen anderen Weg zu beenden. Ich möchte eine Mission erfüllen, die schwierig ist. Ich möchte mich mit meinen Eltern versöhnen. Ich will meiner Mutter und meinem Vater sagen können, dass ich sie von reinem Herzen liebe. Ich will sie in den Arm nehmen und in ihren Armen liegen. Lange habe ich mich auf diesen Tag vorbereitet, deshalb bleibe ich nicht stehen, drehe ich mich nicht um, laufe ich nicht davon. Meine Beine ignorieren den Fluchtimpuls aus dem Kopf. Ich beschleunige meine Schritte. Es sind alte Pfade, auf denen ich unterwegs bin. Die Frauenholzsiedlung liegt im Hasenberg, einem Vorort von München, weit draußen vor der Stadt, der nach dem Krieg für lange Jahre als Münchens ungeliebtes Armenhaus, als Glasscherbenviertel und Barackenviertel verspottet wurde. Dort hausten die Schmuddelleute, mit acht Kindern, zehn Kindern, manchmal vierzehn oder sechzehn, in zwei Zim-

mern ohne Strom und ohne Wasser. Von dort komme ich, und dorthin will ich zurück. Ich will in die Vergangenheit reisen und will gleichzeitig Zukunft schaffen. Auf einmal liegt das Haus, in dem meine Mutter lebt, vor mir. Ich schaue nicht nach rechts, nicht nach links, ich sehe nur die Tür. Wird sie aufgehen? Wird sie verschlossen bleiben? So oft ist das die Frage, die entscheidet, wie unser Leben weiter verläuft. In meinem gingen viele Türen auf, andere dagegen blieben für immer zu. Doch das ist jetzt nicht wichtig. Entscheidend ist nur, wie es sich mit dieser Tür verhält. Ich lege einen Finger auf den Klingelknopf und drücke. Tief im Haus höre ich es läuten. Dann warte ich. Und warte.

\* \* \*

Es war im Jahr 1961, als meine Mutter eine Tür öffnete, die sie lieber nicht geöffnet hätte. Sie hatte ein verhaltenes Pochen gehört, wie von einem Menschen, der es kaum wagt, seine Hand zu heben. Klingeln gab es in unserer Barackensiedlung nicht, die waren hier nicht nötig. Jeder kannte jeden, alle waren gleich arm, es war das Reich der lauten Stimmen. Wer etwas wollte, schrie es in die Welt. Verhaltenes Pochen an der Tür bedeutete Fremdes, und Fremdes war ein anderes Wort für Probleme. Probleme aber hatte meine Mutter schon genug. Ihr erstes Kind war erst seit einem Jahr auf der Welt, und nun war sie wieder schwanger, dabei war ein weiteres Kind das Letzte, was sie wollte. Es sollte ein Siebenmonats-Frühchen werden, die Schwangerschaft war schon jetzt sehr anstrengend. Widerwillig öffnete sie die Tür und stand einer fremden Frau gegenüber. Die trug einen braunen, an mehreren Stellen geflickten Rock und eine Bluse mit durchgescheuerten Näh-

ten. Ihre Schuhe waren abgetragen, ihr Gesicht zeigte diese Müdigkeit von Frauen, die selbst im Schlaf keine Erholung mehr finden. Ein Kind, auch nicht älter als ein paar Monate, klammerte sich ängstlich an sie. Die Frau öffnete seine Finger, die sich in die Bluse verkrallt hatten, und streckte es meiner Mutter entgegen.

»Das ist der Sohn Ihres Mannes«, sagte sie.

Man darf keine Türen öffnen, wenn es klopft. Man darf überhaupt keine Türen öffnen, durch geöffnete Türen ist noch nie etwas Gutes gekommen. Meine Mutter hatte sich darüber hinweggesetzt, und deshalb standen sich jetzt diese zwei Frauen gegenüber, beide mit einem Kind auf dem Arm und mit Verzweiflung im Herzen.

»Ich brauche Geld, ich muss dem Jungen Essen kaufen.«

Das Wort »Geld« brachte meine Mutter in die Gegenwart zurück. Für einen Augenblick war sie in die Vergangenheit abgeschweift, die kaum vorüber und trotzdem schon mit dem Grauschleier des Vergessens behaftet war. Zwei knappe Jahre war es her, dass sie diesen unverschämt gut aussehenden Mann kennengelernt hatte, einen Straßenbahnkontrolleur der Linie 13. Die fuhr zwar raus aus der Stadt, schaffte es aber nicht bis ins Hasenberggl. Meiner Mutter, die dort wohnte, war das egal, von nun an fuhr sie ständig Straßenbahn und musste auch nie ein Ticket lösen, denn das war die Masche meines Vaters. So manches junge Mädchen erlag seinem Charme, andere aber fühlten sich von ihm belästigt und beschwerten sich. Und nicht lange nachdem meine Eltern geheiratet hatten und meine Mutter mit dem zweiten Kind schwanger war, hatte die Straßenbahngesellschaft meinen Vater entlassen. Daher fiel meiner Mutter die Antwort nicht schwer.

»Geld haben wir keines«, sagte sie.

Sie zweifelte keinen Augenblick an den Worten der fremden Frau. Womöglich war diese auch mit der Linie 13 gefahren und von meinem Vater umsonst mitgenommen worden – wobei es ein »umsonst« eben nicht gibt, so will es das Gesetz des Lebens. Vielleicht hatten sie sich aber auch woanders kennengelernt; dort, wo er nach der Arbeit trinken ging, um zu vergessen, was er niemals vergessen konnte, nämlich seine eigene Kindheit. In den billigen Kneipen am nördlichen Stadtrand von München endeten die Abende oft im Suff, im Streit oder in den Armen fremder Mädchen, denen der Hunger nach dem Leben aus den Augen schien.

Niemand weiß, wer sie gewesen ist, auch mein Vater nicht. Spätere Nachforschungen endeten im Nirgendwo. Den Satz, den meine Mutter an diesem Tag zu ihr sagte, »Geld haben wir keines«, akzeptierte sie klaglos, wahrscheinlich hatte sie mit nichts anderem gerechnet. Doch die Last, die sie trug, musste sie wenigstens einmal für wertvolle Minuten mit der Frau teilen, die mit dem Vater ihres Kindes verheiratet war. Das hatte sie getan, nun ging sie mit ihm weg, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Meine Mutter schloss die Tür und weinte diese Art von Tränen, die gar nicht mehr aus den Augen treten. Das Frühchen lag unter ihrem Herzen und schon bald darauf ich. Hätte es eine Möglichkeit gegeben, uns loszuwerden, ohne sich der ewigen Verdammnis preiszugeben, wäre ihr die Entscheidung nicht schwergefallen.

# Die besseren Leute

Wut ist ein nützliches Gefühl,  
wenn es darum geht zu überleben.

*Beatrice Mtetwa*

---

Wie stark mag die Tür sein, die mich von meiner Mutter trennt? Fünf Zentimeter, acht Zentimeter? Ein einfaches Schloss zierte sie, keine Herausforderung für jemand, der es darauf anlegt. Doch eine Tür ist immer mehr als nur ein Stück Stahl, Kunststoff oder Holz. Sie ist die Antwort auf die Frage, lasse ich einen Menschen zu mir oder sperre ich ihn aus. Während meine Mutter im Haus noch mit einer Entscheidung ringt, sehe ich mich um. Nein, das Hasenbergl gehört auch heute nicht zu den angesagten Vierteln Münchens. Es ist weder Schwabing noch Haidhausen, aber es ist auch nicht mehr das Getto früherer Zeiten. Der Euro-Industriepark liegt um die Ecke, dort gibt es Industrie, Großhandelsketten, Abholmärkte: Arbeit, Verkauf und Konsum an einem Ort, wo die Menschen noch vor zwei Generationen Hunger litten. Die Baracken von damals gibt es nicht mehr. Sie



wurden in einer groß angelegten Übung der Münchner Feuerwehr Ende der Sechzigerjahre abgefackelt, als man beschloss, im Elendsviertel Häuser in »Schlichtbauweise« zu errichten, die zwar noch immer keine Heizung hatten, aber wenigstens aus Stein und Zement bestanden und nicht länger aus Holz. Heute stehen zwischen Dülferstraße und Aschenbrennerstraße die Häuserblocks dicht an dicht. Der soziale Wohnungsbau der Siebzigerjahre mit spärlichen Grünflächen und vielen Schildern, was alles verboten ist, will die Vergangenheit vergessen lassen. Bei mir funktioniert das nicht. Es ist, als ob ich ein dreifaches Bild sehe: Die Holzbaracken, die Steinhäuser und die Wohnblocks legen sich wie Schichten übereinander.

Wären wir in der Lage, die Ereignisse des eigenen Lebens durch alle Zeiten hindurch wie auf einer Perlenschnur aufgereiht zu betrachten, was würde uns am meisten erschrecken? Die Lebensabschnitte, an denen sich die Schnur verheddert, weil wir zu lange an einem Ort geblieben sind, obwohl dieser Ort nicht gut zu uns war? Oder die Zeiten, an denen die Schnur einer Gerade ähnelt, weil wir einem Ziel hinterherlaufen, das sich mit jedem unserer Schritte um zwei weitere Schritte entfernt? An diesem Tag kam es mir vor, als könnte ich die Perlenschnur meiner Lebenserinnerungen sehen. Vielleicht war es aber auch nur die Sonne, deren Lichtreflexe meine Augen narrten. Hinter der Tür, die mich von meiner Mutter trennte, vernahm ich Schritte. Sie kamen näher. Verharrten. Kamen noch näher. Von irgendwoher aus der Ferne, drüben in der Fortnerstraße, die hoch zur Kirche Mariä Sieben Schmerzen führt, wehte die einsame Sirene eines Krankenwagens herüber. Hatte es einen Verkehrsunfall geben oder jemand einen Herzinfarkt erlitten? War es falscher Alarm, ausgelöst von einem, dem das

Alleinsein befohlen hatte, 110 zu wählen? Was wäre, wenn wir nicht nur die Ereignisse des eigenen Lebens auf einer Perlenschnur aufgereiht sehen würden, sondern auch das der anderen? Was wäre, wenn ich das Leben meiner Mutter so sehen und endlich verstehen könnte, wie eines zum anderen geführt hat? Wenn ich das meines Vaters auf dieselbe Weise betrachten könnte und auch das seiner Mutter, der man die Söhne im Weltkrieg weggeschossen hat, einen um den anderen, und die darüber den Verstand verlor? Ich habe es versucht. Ich habe mir die Ereignisse im Leben meiner Eltern und Großeltern vergegenwärtigt, ich habe genau hingesehen. Dadurch hat sich vieles entzerrt, so mancher Knäuel wurde entwirrt. Über all diese Dinge will ich mit meiner Mutter sprechen, falls sie die Tür öffnet.

»Ursula, bist du das?«, höre ich ihre Stimme. Freundlich klingt sie, erwartungsfroh. So wie die Häuser im Hasenberg nicht mehr die Häuser von früher sind, ist auch die Stimme meiner Mutter nicht mehr ihre Stimme von damals. Damals, wenn mir mein Vater die Lebensfreude aus dem Leib prügelte, klang ihre Stimme wie Metall, das über Porzellan reibt. Manchmal war es auch nur noch ein Wimmern, wenn er sie gegen ihren Willen nahm, sie wieder einmal schwängerte, das vierte Mal, das fünfte, das sechste, das siebte, das achte, das neunte, das zehnte Mal. Zehn Kinder, das war guter Hasenberg-Durchschnitt. Keines war wirklich gewollt, auch das gehörte zur Normalität. Gezeugt wurden sie im selben Bett, in dem die Geschwister lagen. Dort war auch ich, Zentimeter von der Mutter entfernt, während der Vater in sie eindrang. Oft presste ich meine Hand gegen den Mund, damit mein Schluchzen nicht das ihre verstärkte.

»Ursula? Bist du das?«

Ja, ich bin es, und ich bin es doch nicht. Ich bin nicht mehr das Mädchen, das gegangen ist, und auch mit der Frau, über die so viel geschrieben wurde, habe ich nur noch wenig gemeinsam: jüngstes Playmate Deutschlands. Erstes deutsches Playmate im US-amerikanischen *Playboy*. Heiß begehrtes Modell in allen führenden Modezeitschriften. Ausgebeutetes Sexobjekt in Film-machwerken mit Titeln wie *Die nackten Superhexen vom Rio Amore* oder *Jungfrauen unter Kannibalen*. Geliebte des Nachtclubbesitzers Rolf Eden, umschwärmtes High-Society-Girl auf vielen Partys.

Die Frau, die vor dieser Tür steht, hat das hinter sich gelassen. Sie ist einen weiten Weg gegangen, um eine ernst zu nehmende Schauspielerin im Fernsehen, im Kino und im Theater zu werden und in ihren späteren Jahren Kinderyogalehrerin und Seminarleiterin für bewusstes Sein. Sie hat es sich auf die Fahne geschrieben, auch dort Versöhnung anzustreben, wo andere keinen Weg mehr sehen. Als meine Mutter zum dritten Mal fragt: »Ursula, bist du es?«, kann ich mit leichtem Herz antworten: »Ja, Mama! Ich bin's.«

Drinne dreht sich ein Schlüssel im Schloss. Die Tür geht auf, meine Mutter steht mir gegenüber. Dieses Mal soll die alte Regel keine Bestätigung finden. Von wegen, man darf keine Türen öffnen, weil durch sie nie Gutes kommt. Von wegen, Menschen können sich nicht ändern. Wer nicht an die Kraft der Veränderung glaubt, für den bleibt Verzeihen immer ein Fremdwort. Ich glaube an diese universelle Macht, weil ich mich selbst oft genug gehäutet habe, um ein Leben abzustreifen und ein neues zu beginnen.

Für einen Moment stehen wir uns gegenüber, und die Luft zwischen uns fühlt sich fremd an. Dann streckt meine Mutter

ihre Arme aus, und ich tue dasselbe. Auf einmal ist keine Luft mehr zwischen uns, so innig ist unsere Umarmung. Ich umarme meine Mutter für alles, was sie mir geschenkt hat, das Gute, das nicht so Gute, auch das Schlechte. Ich umarme sie für alles, was sie mir geschenkt hat, denn das macht das Leben aus. Wie ich es gestalte, liegt in meiner Macht.

»Möchtest du reinkommen, Ursula?«, fragt meine Mutter.

Auf meinem Gesicht liegt ein Lächeln. Ich fühle mich auf einmal sichtbar wie nie zuvor und genieße den Moment. Kein flacher, nicht spürbarer Atem hält mich gerade noch am Leben. Es sind tiefe, satte Atemzüge, die mich durchströmen.

Ich nehme die Hand meiner Mutter. »Ja«, antworte ich. »Das tue ich gerne.«

\* \* \*

Jeden Vormittag und dann noch einmal kurz vor dem Abendläuten drüben in Mariä Sieben Schmerzen kam die Milchamme. Sie war eine stattliche Frau mit einem großen Busen, der ihr Kapital war. Muttermilch gegen Geld hieß ihr Geschäft, es ließ keine sentimental Gefühle zu. Die Frau setzte sich auf einen Stuhl, öffnete die Bluse, zog den Büstenhalter zur Seite und legte die Kinder an, eines nach dem anderen. Wir sogen mit gierigen Lippen die warme Milch ein, wohl spürend, dass diese fremde Frau uns das Überleben sicherte – nicht unsere Mutter, die keines ihrer Kinder stillen konnte. Ihre Brustwarzen waren nach innen gewachsen, als ob sich ihr Körper dem ungewünschten Nachwuchs verweigerte. Ganz anders die der Milchamme. In meiner Erinnerung, die vielleicht auch bloß ein Traum ist, klammerten sich meine kleinen Hände um

ihre Brüste, und schon lief der Lebenssaft in meinen Mund. Später, als ich schon lange entwöhnt war, sah ich sie noch immer durchs Viertel gehen, um in der einen oder anderen Baracke zu verschwinden. Viele Frauen im Hasenberg waren gerade noch in der Lage, ihr Erstgeborenes zu stillen. Dann versiegt die mütterlichen Quellen, was dem Hunger, der Überarbeitung und den Beschwerlichkeiten des Alltags geschuldet war. So gesehen war die Milchamme mehr als ein mobiler Nahrungslieferant. Sie sorgte dafür, dass sich die Kindersterblichkeit in einigermaßen erträglichen Grenzen hielt.

Ich war am 8. Juni 1961 zur Welt gekommen, einem Donnerstag, der in den Augen meiner Mutter alles andere als ein Festtag war. Sie war schon jetzt am Ende ihrer Kräfte, wie sollte sie da noch Verantwortung für ein weiteres Kind übernehmen? Zwar war der Krieg seit über 15 Jahren vorbei, doch in den Seelen der Menschen dauerte er fort. Davon erfuhr ich, als ich mich Jahre später auf Spurensuche machte und das Schicksal meiner Mutter und meines Vaters Gestalt annahm wie ein Puzzle, das sich aus vielen Teilen zusammensetzt. Was ich damals als kleines Mädchen nicht wusste, konnte ich fühlen: die Angst der Männer vor der Nacht, wenn die Alpträume zurückkamen und sie peinigten. Dieser Schrecken umgab sie wie ein saurer Geruch. Dazu die nie überwundene Furcht der Frauen vor der Nachricht, dass er nicht mehr zurückkommt, der Ehemann, der Sohn, der Bruder, der Vater. Sie hatte sich in ihre Gesichter gegraben, kehrte Verdrängtes nach außen, warf Falten und Narben, während ihre Brustwarzen verkümmerten und sich nach innen wandten.

Mein Vater spürte instinktiv, dass das zarte Mädchen ihn mit seiner Angst durchschaute, dieses Püppchen mit der Por-



Ursula Buchfellner

**Lange war ich unsichtbar**

Wie Versöhnung mein Leben rettete

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
15 farbige Abbildungen

ISBN: 978-3-424-63108-1

Kailash

Erscheinungstermin: Oktober 2015

Vergeben heißt, sich selbst zu lieben.

Aufgewachsen inmitten von Armut und Gewalt, lernt Ursula Buchfellner schon früh ein Geheimnis: Wer sich »unsichtbar« macht, überlebt. Mit 16 Jahren ergreift sie die Chance, dem Elend zu entfliehen: Sie wird Deutschlands jüngstes Playmate und macht als Model weltweit Karriere. Doch erst als sie bereit ist, sich mit denen zu versöhnen, die sie so tief verletzt haben, kann sie Heilung finden und ein neues Leben beginnen. In diesem Buch erzählt eine beeindruckende Frau von dem enormen Potenzial der Vergebung.

 [Der Titel im Katalog](#)